



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin, 1949

III. Teil:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-95054](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-95054)

DRITTER THEIL

Menschliches Wirken

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

Friedrich Schiller

Vielrat

Spricht man mit jedermann,
da hört man keinen;
stets wird ein andrer Mann
auch anders meinen.
Was wäre Rat sodann
vor unsern Ohren?
Kennst du nicht Mann für Mann,
du bist verloren.
Mit sich selbst zu Rate gehn,
immer wird's am besten stehn;
gern im Freien, gern zu Haus,
Lauscheda und dorthinaus!

Johann Wolfgang Goethe

Die Mutter und die vier Ratgeber

Ich konnte den unbestimmten Zwischenzustand, was aus mir werden solle, nun nicht länger ertragen, sondern suchte unter meinen Sachen nach feinem Papier, um einen Brief an meine Mutter zu schreiben, den ersten in meinem Leben. Als ich ganz zu oberst am Rande das „Liebe Mutter!“ hinsetzte, schwebte sie mir in einem neuen Lichte vor; ich empfand diesen Fortschritt und Ernst des Lebens wohl, und meine Schreibgeläufigkeit ließ mich anfänglich im Stiche und kaum die ersten Sätze finden. Doch führten mich die Schilderungen meiner Ferienreise bald vorwärts; ich trug ein großes Behagen zur Schau und eine gewisse Sucht, auf drollige Weise die Leserin zu unterhalten und zugleich dadurch mich geltend zu machen. Alsdann ging ich auf den Zweck meines Schreibens über und erklärte unverhohlen, daß ich nun durchaus glaubte, ein Maler werden zu müssen; und infolgedessen bat ich sie, sich vorläufig umzusehen und mit verschiedenen Sachkennern unserer Bekanntschaft sich zu beraten. Ich

faltete den Brief eng und künstlich zusammen und verschloß ihn mit meinem Leibsiegel, einem Hoffnungsanker, welchen ich längst in ein Stückchen Alabaster gegraben hatte und nun zum erstenmal gebrauchte.

Nach dem Empfange dieses Briefes begab sich meine Mutter in ihre Staatskleidung, schlicht und einfarbig, und begann feierlich ihren Rundgang bei den ihr zugänglichen Autoritäten.

Zuerst sprach sie bei einem angesehenen Schreinermeister vor, welcher viel in guten Häusern verkehrte und Weltkenntnis besaß. Als Freund meines seligen Vaters hielt er in Freundschaft zu uns; nachdem er Vortrag und Bericht der Mutter ernstlich angehört, erwiderte er kurzweg, das sei nichts und hieße so viel, als das Kind einer liederlichen und ungewissen Zukunft anheimstellen. Hingegen wußte der Schreiner besseren Rat, wenn einmal etwas Künstlerisches ergriffen werden müsse. Ein junger Vetter von ihm hatte sich in einer entfernten Stadt als **Landkartenstecher** ausgebildet und genoß eines guten Auskommens. Daher erbot sich der Ratgeber, mich aus besonderer Freundschaft in der Nähe dieses Mannes unterzubringen, wo ich dann, wenn wirklich etwas Tüchtiges in mir stäke, es nicht nur bis zum Stechen, sondern zum Selbstentwerfen der Landkarten bringen könne. Dies wäre dann ein feiner, ehrenvoller und zugleich ein nützlicher und in das große Leben passender Beruf.

Mit vermehrten Sorgen und Zweifeln gelangte meine Mutter zum zweiten Gönner, auch einem Freunde ihres Mannes. Derselbe war ein Fabrikant von farbigen und bedruckten Tüchern, welcher sein ursprünglich geringes Geschäft nach und nach erweitert hatte und sich eines wachsenden Wohlstandes erfreute. Er erwiderte den Bericht meiner Mutter folgendermaßen:

„Dieses Ereignis, daß der junge Heinrich, der Sohn unseres unvergeßlichen Freundes, sich für eine künstlerische Laufbahn erklärt, und die Nachricht, daß er schon lange sich vorzugsweise mit Stift und Farben beschäftigt, kommt sehr erfreulich einer Idee entgegen, die ich schon einige Zeit hege. Es entspricht ganz dem Geiste seines wackeren Vaters, daß er seine Neigung einer feineren Tätigkeit zuwendet, zu welcher Talente und ein höherer Schwung erforderlich sind; allein diese Neigung muß auf eine solide und vernünftige Bahn gelenkt werden. Nun ist Euch, werteste Frau und Freundin, die Art meines nicht unbedeutenden Geschäftes bekannt; ich fabriziere bunte Stoffe, und wenn ich einen leidlichen Verdienst erziele, so geschieht es hauptsächlich dadurch, daß ich mit Aufmerksamkeit und Raschheit allezeit die neuesten und gangbarsten Dessins zu bringen und selbst den herrschenden Geschmack durch ganz Neues und Originelles zu überbieten suche. Hierzu sind eigene **Zeichner** vorhanden, deren Aufgabe es ist, lediglich neue Dessins zu erfinden und, in der behaglichen Stube sitzend, nach Herzenslust Blumen, Sterne, Ranken, Tupfen und Linien durcheinander zu werfen. In meiner Anstalt habe ich drei solcher Leute, denen ich ein lästerliches Geld bezahlen und sie obenhinein noch sehr glimpflich behandeln muß. Sie sind,

obgleich sie ziemlich geschickt den Gang des Geschäftes begreifen und verfolgen, doch nur zufällig zu diesem Berufe gekommen und durch keinerlei innere Kraft vorher bestimmt. Was könnte mir nun willkommener sein, als ein junger Mensch, der mit solcher Energie sich für Papier und Farben erklärt, in so frühem Alter, der den ganzen Tag, ohne weitere Anregung, Bäume und Blumengärtchen malt? Wir wollen ihm schon Blumen genug verschaffen, in geordneten Reihen soll er sie auf die Tücher zaubern, unerschöpflich, immer neu; er soll aus der reichen Natur die wunderbarsten und zierlichsten Gebilde zusammensetzen, welche meine Konkurrenten zur Verzweiflung bringen! Kurz, gebt mir Euren Sohn ins Haus! Ich werde ihn bald soweit gebracht haben wie die anderen, und wenn er einige Jahre älter ist, so tun wir ihn nach Paris, wo die Sache ins Große betrieben wird und die **Dessinateurs** der verschiedensten Industriezweige von den Geschäftsleuten auf Händen getragen werden."

Er führte hierauf meine Mutter in seinem Geschäfte herum und zeigte ihr die bunten Herrlichkeiten und vor allem die kühnen Kompositionen seiner Zeichner. Es leuchtete ihr alles vollkommen ein und erfüllte sie wieder mit Hoffnung. Auch mochte es vielleicht eine Ader verzeihlicher Eitelkeit erwecken, wenn sie sich in einen der bescheideneren Stoffe meiner Erfindung gekleidet dachte.

Der folgende Tag rief sie wieder zur Erfüllung der sonst väterlichen Pflicht auf und führte sie mit neuen Sorgen und Zweifeln auf den Weg. Sie gelangte zu einem dritten Freunde des Vaters, einem Schuster, der im Geruche tiefen Verstandes und eines gewaltigen Politikers lebte. Seit dem Tode meines Vaters war er durch die Zeitereignisse in eine strenge demokratische Richtung hineingetreten. Nach mißlaunischer Anhörung des Berichtes und des Erfolges der gestrigen Bemühungen brach er barsch los:

"Maler, Landkartenmacher, Blümchenzeichner, Stubensitzer, Herrenknecht! Handlanger der Geldaristokraten, Gehilfe des Luxus und der Verweichlichung, als Landkartenmacher sogar direkter Vorschubleister des bestialischen Kriegswesens! Handwerk, ehrliche und schwere Handarbeit ist uns vonnöten, gute Frau! Wenn Euer Mann, der Baumeister, noch lebte, so würde er den Jungen so gewiß durch schwere Handarbeit ins Leben führen, als zwei mal zwei vier sind! Zudem ist der Junge schon ein bißchen schwächlich und verwöhnt durch eure Weiberwirtschaft; laßt ihn Maurer oder Steinmetz werden, oder besser, gebt ihn mir, so wird er die gehörige Demut und den rechten Stolz eines Mannes aus dem Volke gewinnen, und bis er imstande ist, einen guten Schuh fix und fertig zu arbeiten, soll er gelernt haben, was ein Bürger ist, wenn er anders seinem Vater nachfolgt."

Die Besucherin ging aber nicht sonderlich erbaut fort und murmelte vor sich her: „Schlag du nur deine hölzernen Zwecke ein, bei mir erreichst du deinen Zweck nicht, Herr Schuster! Bleib nur bei deinen Leisten und warte, bis mein Kind kommt, dir Gesellschaft zu leisten! Draht ist nicht Rat! Wer Pech angreift, besudelt sich!" Unter solchen

Sarkasmen, welche sie nachher wiederholte, so oft sie auf diese Unterredung zu sprechen kam, zog sie die Klingel an einem hohen und schönen Hause, welches der Vater einst für einen vornehmen Herrn gebaut hatte. Es war ein feiner und ernster Mann, der in den Staatsgeschäften stand, nicht viele Worte machte, jedoch für uns einige Geneigtheit zeigte und schon mehrmals mit entscheidendem Rat an die Hand gegangen war. Als er vernommen, worum es sich handelte, erwiderte er mit höflich ablehnenden Worten:

„Es tut mir leid, gerade in dieser Angelegenheit nicht dienen zu können! Ich verstehe soviel wie nichts von der Kunst! Nur weiß ich, daß auch für das ausgezeichnetste Talent lange Studienjahre und bedeutende Mittel erforderlich sind. Wir haben wohl große Genies, welche sich durch besondere Widerwärtigkeiten endlich emporgeschwungen; allein um zu beurteilen, ob Ihr Sohn hierzu nur die geringsten Hoffnungen biete, dazu besitzen wir in unserer Stadt gar keine berechtigte Person! Was hier an Künstlern und dergleichen lebt, ist ziemlich entfernt von dem, was ich mir unter wirklicher Kunst vorstelle, und ich könnte nie raten, einem ähnlichen verfehlten Ziele entgegenzugehen.“ Dann besann er sich eine Weile und fuhr fort: „Betrachten Sie mit Ihrem Sohne die ganze Sache als eine kindische Träumerei; kann er sich entschließen, sich von mir in einer unserer Kanzleien unterbringen zu lassen, so will ich hierzu gern die Hand bieten und ihn im Auge behalten. Ich habe gehört, daß er nicht ohne Talent sei, besonders in schriftlichen Arbeiten. Würde er sich gut halten, so könnte er sich mit der Zeit ebensogut zu einem **Verwaltungsmanne** emporarbeiten, als mancher andere wackere Mann, welcher ebenso von unten angefangen und als armer Schreiberjunge in unsere Kanzlei getreten ist.“

Diese Rede, indem sie meiner Mutter eine ganz neue Aussicht eröffnete, warf sie gänzlich in Ungewißheit zurück. Sie schloß hier ihren beschwerlichen Gang und beschrieb mir in einem großen Briefe sämtlichen Erfolg desselben, jedoch die Vorschläge des Fabrikanten und des Staatsmannes besonders hervorhebend, und ermahnte mich, meinen bestimmten Entschluß noch hinauszuschieben und eher darauf zu denken, auf welche Weise ich am füglichsten im Lande bleiben, mich redlich nähren, ihr selbst eine Stütze des Alters und doch meinen natürlichen Anlagen gerecht werden könne; denn daß sie je dazu helfen würde, mich gewaltsam zu einem mir widerstrebenden Lebensberufe zu bestimmen, davon sei keine Rede, da sie hierüber die Grundsätze des Vaters genugsam kenne, und es ihre einzige Aufgabe wäre, annähernd so zu verfahren, wie er getan haben würde.

Dieser Brief war überschrieben „Mein lieber Sohn!“ und das Wort Sohn, das ich zum ersten Male hörte von ihr, rührte mich und schmeichelte mir aufs eindringlichste, daß ich für den übrigen Inhalt sehr empfänglich und dadurch an mir selbst irre und in neue Zweifel gesetzt wurde.

Gottfried Keller

Aus Anton Dörflers Töpferroman vom Tausendjährigen Krug

Erde, Wasser und Feuer sind des Töpfers Dreieinigkeit. Mit Urkräften also hat er täglichen Umgang. Und so alt wie die Menschheit ist sein Handwerk. Ein rechter Meister ist sich dessen zu jeder Stunde bewußt, und er wurzelt darum in tieferen Gründen, als mancher Weise sie mit forschendem Geist erreichen mag.

1. Der „Brabanter“

Konrad Heffner zu Ottenreuth im Maintal war solch ein Meister. Aus alten Urkunden war schon vom Großvater zusammengesucht worden, daß die Heffner vierhundert Jahre zurück in allerlei Gegenden Töpfer und kunstvolle Hafner gewesen sind. Viele Jahre hindurch hatte ein geduldiger Brauner den mit Töpferwaren vollgepackten Wagen Meisters Konrads mainabwärts von Markt zu Markt gezogen. Und mit der Zeit waren statt der kleinen runden Frau, einer Holländerin, die auf den Märkten Blumenzwiebeln feilbot, flinke Buben im Sitzkorb mitgefahren; alle drei künstlerisch reich begabt, vom losen Treiben der Märkte mit ihren Buden und Schaustellungen leicht verlockt, unruhigen Blutes, so daß sie auf ihrer Wanderschaft draußen in der Welt geblieben waren und nicht ins stille Maindorf zurückgefunden hatten.

Seitdem stand der Braune oft im Stall; und es dauerte nicht selten über Gebühr, bis der Vater sich richtig zur Arbeit zu sammeln vermochte. Wie oft lief die Töpferscheibe aus, und er hatte den Tonballen noch nicht einmal angefaßt! Erneut mußte er antreten; und dann war ihm oft, als müßte er dem Wilhelm wieder zeigen, wie man die Füße nur leicht aus dem Schweben niederzutreten hätte. Ja, Schweben und Träumen war diesem stets ein und dasselbe gewesen! War schließlich der Ballen dann in die Mitte geworfen und lief er dort ruhig, daß der Boden gelegt werden konnte für den werdenden Krug, so sah er plötzlich Christoph neben sich stehen, der von Jugend an so seltsam-kühne Entwürfe zu zeichnen vermocht hatte, und dieser schien sich vor Trotz in die Lippen zu beißen, weil es dem Vater noch besser gelang, einen Druck zu berechnen oder die Wand zwischen den Zeigefingern hochlaufen zu lassen. Der Jüngste, der Heiner, hatte sich keineswegs unbeholfen gezeigt, nur mußte man ihn zur Arbeit antreiben, sonst wäre er nie aus der Träumerei in den Werktag gesprungen. An der Scheibe saß er ungern; seine Lust war das freie Formen aus der Hand; mit Schalen und Schattullen wollte er sich nicht begnügen; Pferde mußten es zum mindesten sein und Hirsche; die Köpfe daran waren dem Vater nie recht; jetzt aber verwahrte der einsame Alte so ein plumpes und doch putziges Füllen auf den zu zarten, hohen Beinen, wie ein Heiligtum, in seinem Glaskasten.

Den einzigen vertrauteren Umgang hatte der früher so weltfrohe Töpfer in dieser Zeit nur mit seinem Nachbarn, einem Schneidermeister, der im Ort durch seinen seltenen Vornamen und die Fülle der von ihm gebrauchten oder vielfach auch neu geprägten Sprichwörter bekannt war. Oft saßen die beiden am Sonntagnachmittag in der guten Stube vor dem großen Brabanter Glasschrank, den die Frau aus Holland mit in die Ehe gebracht hatte. Dicht beisammen standen darin Krüge, Schalen, Töpfe, mehrarmige



J. Amman (16. Jahrhundert)

Der Töpfer

Leuchter, mit buntglasierten Blumen übersät, Tassen aller Formen und Farben; Krüge gab es darunter von den schlichsten bis zu den überladensten, Nutzgeschirr und Tafelschmuck; lichtblaue Flötenvasen, Sparbüchsen, Weihwassernäpfe, Bodenfliesen mit Zirkelschlägen und Punktreihen; Ofenkacheln mit biblischen Figuren von zarter Lieblichkeit fanden sich neben halbverwitterten Dachziegeln und Firsten mit plumpen Fabelfratzen darauf.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, dessen grüne Wände davon förmlich zurückwichen; aus dem wuchtigen „Brabanter“ aber leuchtete es weiter, verhaltener zwar, doch immer noch so, als kämen ihm Schein und Abglanz aus einer anderen Welt. Da deutete der Gast nach dem unteren Kastenteil, der durch vorgewölbte Türen

verschlossen war, und fragte, ob da wohl auch noch Geschirr stünde. Konrad Heffner sah den Freund erst eine Weile groß und starr an; aber zuletzt begann er zu lächeln wie einer, der jeden Widerstand aufgibt, und holte aus dem unteren Fach des „Brabanters“ einen riesigen Krug aus bräunlich-schwarzem Ton hervor, eine Art vorgeschichtlicher Urne, bauchig und birnförmig, mit eingezogenem Hals.

„Dieser Krug ist ein tausendjähriger, muß wissen! Soweit wir Heffner zurückgehn, habens den schon mitg'schleppt. Er ist unser Hausgott sozusagen. Ich hab' nie davon geredt. Das muß mir zugeben, Dionys. Bist selber drauf kommen. Du gehörst jetzt zu uns. Schau, wer den Aschenkrug da von uns Heffnern g'funden hat, das weiß man heut freilich nimmer. Die Asche ist auch fort. Aber es steht doch fest, daß ihn ein Töpfer gemacht hat! Seine Hände waren da dran, und seine Gedanken sind drum herumgelaufen. Es hat bis zu ihm zurück immer Leut gegeben, wie mein Vater und der Vatersvater g'wesen sind, Leut wie mich und mein Christoph einmal! An so was muß man sich halten wie der Schmetterling ans Licht; jawohl, bis man auch dran verbrennt. An diesem Geheimnis hab' ich meine Buben großgezogen. Schau, wenn sie den Herrgott zum ersten Mal hab'n empfangen dürfen, hab' ich einen um den andern da hergeführt, wo du jetzt stehst, Dionys. Und dann hat mir der Bub' in die Hand schwören müssen, daß er schweigt zu jedem Menschen von dem Kruggeheimnis. Auch von meinen Dreien wird nur der heimkommen, der sein Geheimnis net verraten hat. Es könnt' höchstens sein, daß einer noch ein größeres findt!

Mein Vater selig hat immer g'sagt: „Ein Mensch, der nix hat, von dem er gar nie spricht, der is so, daß keine Glasur an ihm halten kann.“

Der sonst so gesprächige Schneider war keines Wortes mächtig; er legte seine Hände in die des Freundes, als hätte auch er schwören müssen, und lief zu seinem Hause hinüber wie ein erschüttertes Kind.

2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus

Beim Schneidermeister war Besuch aus der Stadt angekommen. Ein junges und recht frisches Mädel lachte über die aus vollen Schleusen strömenden Sprüche des Großonkels. Hedi wußte bisher noch nicht recht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. In der Schule war ihre zeichnerische Begabung aufgefallen; zuletzt hatte sie in der Stadt angefangen, Blüten aus Bast und Wolle herzustellen, und seitdem wohl daran gedacht, Gärtnerin zu werden. Nun war Kirchweih in Ottenreuth, und Hedi sollte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sich noch einmal was gönnen und auch über das Fest bleiben, wenn es dem Dionys nicht zu viel würde.

Als dieser das erste Mal mit ihr im gelben Töpferhaus erschien, um sie nachbarlich vorzustellen, konnte sie ein reich versehenes Lager

bestaunen, ehe noch die Kirchweihkäufer ausgesucht hatten. Auf Lattengestellen erklimm das bunte Volk der Kannen, Terrinen, Kuchenplatten, Bratpfannen beinahe die Decke des Raumes; es gab bald keine Farbe, die hier nicht erglänzte. Von überallher winkten dem Betrachter förmlich die Spuren formender Töpferhände; schön müsse es sein, so etwas fertigzubringen, entrang es sich Hedi, die zwischen all dem andrängenden Gewerk schlank und schmal geworden war wie ein Madönnchen; und sie suchte dabei den Blick des alten Töpfers auszuhalten wie einen Segen. Dessen Schaffensfreude war wieder erwacht, seitdem Heiner, der Jüngste, zurückgekehrt war, wenn auch wohl nicht in der Absicht, dauernd zu bleiben; aber sie hatten beide in diesen Wochen um die Wette gearbeitet. Im kleinen Anbau war — nach des Nachbarn Wort — die „Menagerie“ zu besichtigen.

Da stand man inmitten der lustigen Scharen von Hunden, Katzen, Äfflein, Rehen, Hasen und Füllen. Schließlich mußte sich Hedi aus den Erzeugnissen beider Töpfer Kirchweihgeschenke wählen. Im Hauptraum nahm sie sich nach kurzem Besinnen einen Leuchter, der hinter einer Kerze, wie eine Blendlaterne, einen wahren Ritterschild stehen hatte, der überaus fein silberbläulich schimmerte; unter Heiners Arbeiten suchte sie viel länger und konnte sich schwer zwischen einem Pferdchen und einem Reh entscheiden, dessen vertrauensvoll äugender Kopf geradezu nach behütender Liebe zu verlangen schien. Heiner hatte schon vorgeschlagen, ruhig beide Stücke mitzunehmen; aber sie bestand darauf, wer ein rechter Mensch werden wolle, müßte sich zu allererst im Entscheiden üben. „Ein Pferd schlägt sich wohl allein durch“, sagte sie endlich und streichelte das Tontierchen ermunternd, „aber dich, mein Rehle, schießt der Jäger, wenn ich dich nicht zu mir nehme.“

Der Besuch im Schneiderhaus blieb länger, als zunächst beabsichtigt war. Den größten Teil ihrer Zeit verbrachte Hedi in der Töpferei. Sie wollte ganz nahebei sehen, wie hier die Dinge wuchsen und wurden. Da war das Wunder bald gar nicht mehr so groß, als sie eines Morgens einen Töpferschurz umgebunden bekam.

Konrad Heffner nahm es mit der Unterweisung des neuen Lehrlings ernst. Das Wesen und die Gewinnung der Tone wurden Hedi ebenso gründlich erläutert und gezeigt, wie etwa das Trocknen und Brennen. Bald hatte sie ein ganzes Heft vollgeschrieben mit Grundregeln, Berechnungen und Winken. Daneben wurde aber auch in der Hand- und Fußfertigkeit nichts versäumt. Das Zerkleinern des Tons, die Schlämmprobe, die Prüfung auf den Gehalt an Kalk, der Gipsguß und das Tonkneten — alles wollte gelernt sein, gar nicht zu reden von der Arbeit an der Scheibe. Nur so, in gründlichem Dienst, sagte der Heffner immer, könnte man hoffen, das eigentliche Töpfergefühl in die Hände zu bekommen! Hedis Tag war ausgefüllt: aber weder Lust noch Eifer minderten sich; mit Freuden beobachtete sie, wie der alte Meister die verschiedenen Oxyde, den Dörentruper

Sand, die Mennige, Pottasche und den Salpeter gebrauchte oder, nach einem altitalienischen Versatz, ein Neapelgelb schmolz, alles mit einem Ernst, als gelte es insgeheim Gold zu gewinnen.

Ursprünglich hatte sie nur das Allernotwendigste lernen wollen. Nachdem sie aber jetzt zur Genüge gesehen und gefühlt hatte, daß ein ebenso ehrlich wie vollkommen gekonntes Handwerk dem Menschen nicht nur ein anderes Gewicht und Urteil in allen Fragen des Lebens gibt, sondern auch seelisch ihn mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft: Da war sie unweigerlich gesonnen zu erreichen, war irgend in ihrer Kraft stünde, um ein ganzer Töpfer zu werden.

Schneiderfastnacht

Seldwyla, ein Schweizer Städtchen, das man freilich auf der Landkarte nicht suchen darf, denn es ist eine Schildbürger-Erfindung des Dichters Gottfried Keller, ist seitdem mit seinen Spezialitäten so bekannt geworden, wie etwa die savoyischen Kaminfeger oder die Tessiner Gipsfigurenhändler, die freilich viel seßhafteren Nürnberger Lebkuchenbäcker oder die ehrbaren Bunzlauer Töpfer. Ein ganz eigenes Völkchen, diese Seldwyler: halb harmlos-ausgelassen, halb philisterhaft gewinnsüchtig, so seltsame Käuze wie kühne Spekulanten, weniger zu wirklicher Arbeit als zu allerhand Narretei aufgelegt, die sauren Wochen gar zu gern mit frohen Festen unterbrechend.

Einmal in der Fastnachtszeit schlug der Vergnügungsrat, der in Seldwyla eine richtige Behörde war, der hochwohlwöblichen Bürgerschaft vor, bei prächtiger Schlittenbahn eine Maskenfahrt zu einem zwei Stunden entfernten stattlichen Gasthaus zu veranstalten; auf einer Hochebene mitten zwischen zwei Wäldern bot es neben den anerkannten leiblichen Genüssen — die schönste Aussicht.

Aus einem der duftig bereiften Wälder brach am festgesetzten Tage ein Wirrwarr von bunten Farben und festlich gekleideten Gestalten hervor, ein Schlittenzug, welcher nach der Mitte der Gegend hinglitt, von abenteuerlichem Anblick. Es schienen meistens große Lastschlitten zu sein, je zwei zusammengebunden, um absonderlichen Schaustellungen Platz zu bieten. Auf dem vordersten Fuhrwerke ragte eine kolossale Figur empor, die Göttin Fortuna darstellend, welche in den Äther hinauszufiegen schien; es war eine riesenhafte Stroh-puppe voll schimmernden Flittergoldes, deren Gazegewänder in der Luft flatterten. Auf dem zweiten Gefährte fuhr ein ebenso riesenmäßiger Ziegenbock einher, schwarz und düster von der weißen Umgebung abstechend. Hierauf folgte ein seltsames Gerüste, welches sich als ein fünfzehn Schuh hohes Bügeleisen darstellte, dann eine gewaltig schnappende Schere, die mittels einer Schnur auf- und zugeklappt wurde und das Himmelszelt für einen blauseidenen

Westenstoff anzusehen schien. Und zu Füßen dieser Gebilde saß auf den von je vier Pferden gezogenen Schlitten die Seldwyler Gesellschaft in bunter Tracht mit lautem Gelächter und Gesang:

„Und der Zick Zick Zick,
Und der Meck Meck Meck,
Und der Bock Bock Bock
Und der Heirassassa.“

Ihr vorderster Schlitten mit der Fortuna trug die Inschrift: „Leute machen Kleider“, und so ergab es sich denn, daß die ganze Gesellschaft lauter Schneidersleute von allen Nationen und aus allen Zeitaltern darstellte. Es war gewissermaßen ein historisch-völkerkundlicher Schneiderfestzug, der mit der umgekehrten und ergänzenden Inschrift abschloß: „Kleider machen Leute.“ In dem letzten Schlitten mit diesem Spruchband saßen nämlich als das Produkt der vorausfahrenden Nadel- und Nahtbeflissenen aller Art: ehrwürdige Kaiser und Könige, Ratsherren und Offiziere, Prälaten und Stiftsdamen in höchster Gravität.

Nachher im großen Tanzsaal führte jede der erwähnten Schneidergruppen in zierlichem Gebärdenspiel jene Leitsätze durch, indem sie erst mit Emsigkeit irgendein stattliches Kleidungsstück, einen Fürstenmantel oder einen Priestertalar anzufertigen schien und sodann eine dürftige Person damit bekleidete, die urplötzlich umgewandelt sich in höchstem Ansehen aufrichtete und nach dem Takt der Musik feierlich einherschritt. Auch die Tierfabel wurde in diesem Sinne in Szene gesetzt, da eine gewaltige Krähe erschien, die sich mit Pfauenfedern schmückte und quakend umherhüpfte, ein Wolf, der sich einen Schafspelz zurechtschneiderte, schließlich ein Esel, der sich mit einer Löwenhaut aus Werg heroisch drapierte. Zuletzt kam ein Handwerksbursche mit Spitzhut und Felleisen, breitete seinen Mantel auf den Boden, setzte sich mit gekreuzten Beinen darauf nieder und begann, sein Bündel auszupacken. Er zog einen beinahe fertigen Grafenrock daraus hervor, nähte mit großer Geschicklichkeit Troddeln und Schnüre darauf und bügelte ihn schulgerecht aus, indem er das scheinbar heiße Bügeleisen mit nassen Fingern prüfte. Dann richtete er sich langsam auf, zog seinen fadenscheinigen Rock aus und das Prachtkleid an. Unversehens ging die Musik in eine rasche, mutige Weise über; der neugebackene Weltmann wickelte die Siebensachen in den alten Mantel, tat einige graziöse Tanzschritte und warf den Pack über die Köpfe des Zuschauerkreises hinweg in den Saal, als wollte er sich von seiner Vergangenheit trennen. Wahrlich: „Kleider machen Leute!“

So heißt auch der Titel der Kellerschen Erzählung. Wir aber schlagen nach zunftgemäßem Bocksprung in echt Seldwyler Art nur noch mit der Narrenpritsche hell Schluß schellend dazwischen und überlassen es Interessierten, in jener Schneidernovelle selbst nachzulesen, was sich Ernsthaftes aus diesem Spiel entwickelt haben mag.

Nach Gottfried Keller

Aus Wilhelm Raabes Roman „Der Hungerpastor“

1. Von den Geheimnissen der Schusterkugel und des Meisters Anton Unwirrsch Wissenshunger

Es ist nicht leicht, eine gute Predigt zu machen; aber leicht ist es auch nicht, einen guten Stiefel zu verfertigen. Zu beiden gehört Geschick, viel Geschick, und Pfuscher und Stümper sollten zum Besten ihrer Mitmenschen lieber ganz davon bleiben. Ich für mein Teil habe eine ungemeine Vorliebe für die **Schuster**; es ist, wie das Volk sagt, eine „spintisierende Nation“, und kein anderes Handwerk bringt so treffliche und kuriose Eigentümlichkeiten bei seinen Gildegliedern hervor. Der niedrige Arbeitstisch, der niedrige Schemel, die wassergefüllte Glaskugel, welche das Licht der kleinen Ollampe aufhängt und glänzender wieder zurückwirft, der scharfe Duft des Leders und des Pechs müssen notwendigerweise eine nachhaltige Wirkung auf die menschliche Natur ausüben. Was für originelle Käuze hat dieses vortreffliche Handwerk hervorgebracht! Das Licht, welches durch die schwebende Glaskugel auf den Arbeitstisch fällt, ist das Reich phantastischer Geister; es füllt die Einbildungskraft während der nachdenklichen Arbeit mit wunderlichen Gestalten und Bildern. Auf allerlei Reime, seltsame Märlein, Wundergeschichten und lustige und traurige Weltbegebenheiten verfällt man dabei, worüber die Nachbarn sich verwundern, wenn man sie — wie Hans Sachs — mit schwerfälliger Hand zu Papier gebracht hat. Oder aber man fängt an, noch tiefer zu grübeln, und „Not wird uns, zu entsinnen des Lebens Ziel“, um das der philosophische Schuster zu Görlitz, Jakob Böhme, „sonsten auch Teutonicus genannt“, trotz mancher Verfolgung gottesfürchtig und tiefsinnig gerungen hat.

Ich schätze und liebe die Schuster; und vor allem halte ich hoch meinen wackeren Meister Anton Unwirrsch. Der Mann stand körperlich auf nicht sehr festen Füßen; aber geistig stand er fest genug und nahm es mit manchem, der sich hoch über ihn erhaben dünkte, auf. Aus allen Reliquien seines verborgenen Daseins geht hervor, daß er die Mängel einer vernachlässigten Ausbildung nach besten Kräften nachzuholen suchte; es geht daraus hervor, daß er Wissensdrang, viel Wissensdrang hatte. Und wenngleich er niemals vollständig orthographisch schreiben lernte, so hatte er doch ein dichterisches Gemüt, wie sein berühmter Handwerksgenosse aus Nürnberg und las, so viel er nur irgend konnte. Was er las, verstand er meistens auch; und wenn er aus manchem den Sinn nicht herausfand, welchen der Autor hineingelegt hatte, so fand er einen anderen Sinn heraus oder legte ihn hinein, der ihm ganz allein gehörte, und mit welchem der Autor sehr oft zufrieden sein konnte. Obgleich er sein Handwerk liebte und es in keiner Weise versäumte, so hatte es doch keinen goldenen Boden für ihn, und er blieb ein armer Mann. Goldene Träume aber hatte seine Beschäftigung für ihn, und alle Beschäftigungen, die dergleichen geben können, sind gut und machen

glücklich. Anton Unwirrsch sah die Welt von seinem Schusterstuhle fast gerade so, wie sie einst Hans Sachs gesehen hatte, doch wurde er nicht so berühmt. Er hinterließ ein eng und fein geschriebenes Büchlein, welches seine Witwe in der Tiefe ihrer Lade neben ihrem Gesangbuch und dem Brautkranz aufbewahrte, gleich einem Heiligtume.

Für den Sohn waren diese zusammengehefteten Blätter ein teures Vermächtnis und ein rührendes Zeichen des ewig aus der Tiefe und Dunkelheit zur Höhe, zum Licht, zur Schönheit emporstrebenden Volksgeistes. Er hat sie später in seinen Bücherschrank zwischen die Bibel und den Shakespeare gestellt!

Auf die Geburt dieses Sohnes hatte der Meister lange und sehnsüchtig gewartet. Oft malte er sich aus, was er aus ihm machen könnte und wollte. Sein ganzes eifriges Streben nach Erkenntnis trug er auf ihn über; der Sohn sollte und mußte erreichen, was der Vater nicht erreichen konnte, und keine Pforte der Weisheit sollte ihm der Mangel, die Not des Lebens verschließen.

2. Was soll der Junge werden?

Zum Familienrat um die Schusterkugel versammelt sind: Christine Unwirrsch, weiland Anton Unwirrschs Witwe, die unverehelichte Base Schlotterbeck, die für diese wichtige Entscheidung einen ausgezeichneten Kaffee gebraut hatte, ferner das Geschöpf, um dessen Zukunft es sich handelt, Hans Unwirrsch, der couragiert den Professor Fackler von der Hohen Schule seines Heimortes aufgesucht und um Rat und Hilfe gegen den Vormund gebeten hatte, und dieser selbst, der Schuhmachermeister Niklas Grünebaum, dessen Widerstand gegen den Berufswunsch des Neffen durch den feierlichen Besuch besagten Schulmannes einen harten Stoß erlitten hat, was er in einer langen und schönen Rede im Familienrat folgendermaßen ausführte:

„Sintemalen denn ein Schuster ein nobles und ehrerbietiges Geschäft ist, aber dennoch so können nicht alle Menschenkinder Schuster werden, sondern es muß item noch anderes Volk geben, Schneider, Bäcker, Zimmerlinge, Maurer und dergleichen, auf daß für jedes Gefühl gesorgt werde und kein Sinn ohne die nötige Bedeckung bleibe. Weilen es aber auch noch andere Bedürftigkeiten in der Welt gibt und der Mensch viel nötig hat, ehe und bevor er nichts mehr nötig hat, so gibt es auch item Advokaten und Doktors mehr als zuviel, und dazu Professors, Pastöre mehr als genug. Aber der Herrgott läßt's gehen, wie's will, und der Teufel nimmt die Graden und die Ungraden, was so viel heißen soll, als: ein Junge, der sich sein Geschäft aussuchen will, der soll sich sehr vorsehen und bedenken, wozu ihm die Nase steht, denn es hat sich schon mehr als einmal zugetragen,

daß der Esel meinte, er könne die Laute schlagen. Ich denke, ich, Meister Grünebaum, fall vom Stuhle, als der Herr Professor Fackler so mit einem Male vor mir steht! Aber ein ästimabler, räsonabler, angenehmer Herr ist der Herr Professor, und so ist das Lange und Kurze von der Geschichte, daß ich von heute morgen um halber Zwölfe an nichts mehr damit zu tun haben will und meine Hände mir wasche." „Woran Er sehr wohl tut, Gevatter", sagte die Base Schlotterbeck. „Und so mag es denn gehen, wie's geht, der Deibel nimmt die Graden und die Ungraden! Junge, da'n Studier-ter am Ende doch auch ein Mensch bleibt, so sollst du unsertwegen deinen Willen haben. Basta, ich hab's gesagt!"

3. Abschiedsworte der Mutter

„Der Männer Herz muß hungern
nach dem Licht, der Frauen Herz
muß bluten um die Liebe.“

Neben dem Lager der kranken Mutter bereitete der cand. theol. Hans Unwirrsch seinen Arbeitstisch. Da saß er und schrieb, indem er zugleich den Schlummer der Kranken bewachte. Das Konsistorium hatte ihm die Examensarbeiten zugestellt; es war eine seltsame, traurig-glückliche Zeit.

Welch ein Licht am Abend und in der Nacht die Glaskugel des Meisters Anton über den Tisch und durch das Gemach warf! Niemals vorher und niemals nachher gab sie solchen Schein.

In dem Glanz sah die Frau Christine ihr ganzes Leben wie in einem Zauberspiegel. Sie sah sich als Kind, als junges Mädchen und fühlte auch so. Die kranke Frau hatte so vieles vergessen, und nun war es auf einmal wieder da. Da war ihr Anton, der wohl öfters geklagt hatte, daß er gar nicht daran denken dürfe, wie so viele Menschen über Berg und Tal führen und über das weite Meer, und wie man fremde Länder entdecke und wie soviel Gewimmel und Lärm in der Welt sei. Und was mußte man nicht erleben in der Franzosenzeit, als die Anna, welcher der Bruder Niklas sich beinahe versprochen hätte, mit den Husaren fortging. Das war Anno Sechs, und es war doch merkwürdig, daran zu denken, welchen Kummer damals Anton um die schwere Zeit hatte, und wie jetzt niemand mehr daran dachte, so wenig wie der Bruder Niklas jetzt an die Anna. Da war die Base Schlotterbeck, die hatte das alles miterlebt und konnte auch die Toten sehen; aber an so vieles gedenken, wie die Frau Christine, konnte sie doch nicht, denn sie hatte kein Kind geboren, und ihr Sohn konnte später nicht am Tische sitzen, ein so gelehrter Mann, und konnte nicht über seine Bücher mit den Augen winken.

Während er beim Licht der Glaskugel die Blätter seiner Bücher umwandte und von Zeit zu Zeit nach dem Lager der Kranken hinübersah, dachte er daran, wie die Mutter jetzt wieder wie früher, wenn sie in der Morgendämmerung zum Waschen ging, sich zum Fortgehen rüste, um ihn allein in der Dunkelheit zu lassen. Wie er sie

damals oft mit Tränen bat zu bleiben, so hätte er sie auch jetzt bitten mögen. Wenn die Mutter in solchen Augenblicken schlief, so konnte er sich nur dadurch aus dem ängstlichen Gewühl retten, daß er in den schwierigsten Teilen seiner Aufgabe so angestrengt wie möglich fortarbeitete, und nicht immer gelang das. Wenn aber die Mutter wachte, so brauchte er nur die Feder niederzulegen und die treue Hand der Kranken zu nehmen: er bekam dann den besten Trost, den es für ihn geben konnte. Wenn etwas später Einfluß auf seine Handlungen, seine Pläne, seine Ansichten und sein ganzes Leben hatte, so waren es die leisen Worte, die ihm in dieser Stunde zugeflüstert wurden:

„Sieh, liebes Kind“, sagte die sterbende Frau, „in meinem schlechten Verstande hab' ich mir immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger darin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding. Da war dein Vater, der hatte solch einen Hunger, wie ich meine, und von dem hast du ihn geerbt. Dein Vater war auch nicht immer zufrieden mit sich und der Welt; aber nicht aus Mißgunst, weil andere in schöneren Häusern wohnten oder in Kutschen fuhren oder sonsten dergleichen; nein, er war nur deshalb bekümmert, weil es so viele Dinge gab, die er nicht verstand und die er gern hätte lernen mögen. Das ist der Männer Hunger, und wenn sie den haben und dazu nicht ganz derer vergessen, die sie lieb haben, dann sind sie die rechten Männer, ob sie nun weit kommen oder nicht — s'ist einerlei. Der Frauen Hunger aber liegt nach der anderen Seite. Da ist die Liebe das erste. Der Männer Herz muß hungern nach dem Licht, aber der Frauen Herz muß bluten um die Liebe. Um das müssen sie auch ihre Freude haben. O Kind, mir ist es viel besser geworden als deinem Vater, denn ich habe viel Liebe geben können, und viel, viel Liebe ist mir zu meinem Teil geworden. Er war so gut gegen mich, solange er lebte, und dann hab' ich dich gehabt, und nun, wo ich meinem Anton nachgeh', sitzt du neben mir, und was er haben wollte, ist dir zuteil geworden, und ich habe dazu geholfen; ist das nicht ein glücklich Ding? Du mußt dich nicht so sehr härmern um deine dumme Mutter, du machst mir sonst nur das Herz schwer, und das willst du doch nicht, hast es ja nie getan.“

Der Sohn verbarg sein Gesicht in die Kissen der Kranken; er vermochte nicht zu sprechen; nur das Wort: Mutter! wiederholte er schluchzend; es war aber alles, was ihn bewegte, darin zusammengefaßt. —

4. Die Schwanenrede des Oheims Grünebaum nach dem Begräbnis der Base Schlotterbeck

„Alle Schuster 'ran! Immer herein, immer herein, wer's Letzte von's Spiel sehen will! Base Schlotterbeck, sie hat doch recht gehabt: lustig gelebt und selig gestorben, und auf den Rest kann ich mir nicht

mehr besinnen. Bist du noch da, Hans, so komme her und gib mir die Hand. Wir sind gute Kameraden und Verwandte gewesen, aber besser wär's vielleicht doch gewesen, wenn du 'n Schuster geworden wärest, wie alle andre Grünebäume und Unwirrsche, und kein Pastore. Base Schlotterbeck, ich grüße ihr, 's ist mir alleweile ein Kompliment und eine Ehre, auf meinem letzten Wege in ihre frivole und angenehme Gesellschaft zu sein. Wenn du was an Vatern und Muttern zu bestellen hast, Hans, so rücke 'raus damit, 's ist, wie ich's sagte, ich sage dir Valet, und der Deibel — nein, na, du weißt's ja. Gehab dir wohl, mein Junge, und habe dir nicht. Ich wünsche dir alles mögliche Pläsier und sage Amen, und der Stiebel ist fertig! Amen, und der Stiebel ist fertig!"

Das selige Leben

Erdachtes Gespräch von Paul Ernst

Es sprechen miteinander der Schuster Jacob Böhme und ein junger Graf in Böhmes Werkstatt zu Görlitz.

Böhme sitzt und arbeitet an einem Schuh.

Der Graf: Ich sah vorhin, wie Ihr über den Platz gingt in der Nähe Eures Hauses. Eine Rotte Buben war dort, einer aus ihr drängte sich an Euch heran und stieß Euch, daß Ihr stolpertet und in eine Pfütze fielt. Die Buben stoben schreiend und jubelnd auseinander und liefen fort; Ihr standet aber gelassen auf und sagtet kopfschüttelnd: „Die armen Kinder“.

Böhme: Ja, die armen Kinder. Es sind schlimme Zeiten. Die Eltern haben keine Macht mehr, und die Jugend wächst zuchtlos auf.

Der Graf: Mir war so merkwürdig, daß Ihr nicht in Zorn gerietet und daß Euch die Kinder leid taten. Die alte Kirche hatte ihre Heiligen. Als ich Euch sah, wie Ihr so sanftmütig aufstandet, da dachte ich mir: so müssen die alten Heiligen gewesen sein.

Böhme: (lächelnd) Es steht doch geschrieben: „Ihr sollt heilig sein, wie euer Vater im Himmel heilig ist.“ Denken Sie nicht, Herr Graf, daß wir Menschen unserm Vater im Himmel oft erscheinen werden wie uns die Kinder?

Der Graf: Ja, ich sehe das wohl ein, Meister. Aber ist das nicht sehr schwer?

Böhme: (sinnend) Nein. Ich habe doch immer ein leichtes Leben gehabt.

Der Graf: Wie? Ihr habt Euer Leben immer sauer verdienen müssen durch Euer schweres Handwerk; die Nachbarn haben Euch verspottet, die Bürger haben Euch mißtrauisch angesehen, der Pfarrer hat von der Kanzel vor Euch gewarnt als vor einem Verführer, die Obrigkeit hat Euch verfolgt, und Ihr sagt, Ihr habt ein leichtes Leben gehabt?

Böhme: (nimmt den Schuh, an dem er arbeitet, aus dem Knieriemen, prüft ihn und stellt ihn fort. Dann ergreift er einen andern Schuh)

Ja, Herr Graf, Sie sind in Reichtum aufgewachsen, deshalb erscheint Ihnen die Arbeit des Handwerkes sauer. Ich bin sie von Kindheit an gewöhnt, sie macht mir Freude, und ich möchte nicht ohne sie sein. Es ist wahr, ich habe von meinen Mitbürgern allerlei auszustehen gehabt. Aber früher hat man die Männer Gottes ins Gefängnis gesetzt, gemartert und zum Tode gebracht; was hat man denn mir angetan?

Der Graf: (sehr nachdenklich) Ich stamme aus einer vornehmen Familie, ich bin reich, ich bin gesund, ich bin jung und bin ein schöner Mann. Nichts fehlt mir an den Gütern dieser Welt. Ich bin ein glücklicher Mensch, und es wäre Zeichen einer niedrigen Gesinnung, wenn ich mich über irgend etwas beklagen wollte. Dennoch fehlt mir das Wesentliche. Ihr habt es, und Ihr seid arm, niedrig, kränklich, alt. Was ist es, das mir fehlt?

Böhme: In jungen Jahren war ich in dem Zustand, den ich nenne: „Suchen und in die Irre gehen.“ Es fehlte mir die Einsicht; und ich dachte, daß irgendwie alles meinewegen da sei. Das dachte ich sogar von Gott. Wenn mir etwas geschah, das ich als Leiden auffaßte, so betete ich zu Gott, daß das von mir genommen werde. Wenn mein Gebet keinen Erfolg hatte, so glaubte ich mich benachteiligt. Da hörte ich einmal eine Fabel. Ein Mann liegt unter einer Eiche und macht eine Bemerkung über die Unvernunft des Schöpfers, daß er an einem so großen Baum eine so kleine Frucht wachsen lasse, indessen eine Frucht wie der Kürbis etwa an einer ganz schwachen Pflanze hänge. Da fällt ihm eine Eichel auf die Nase, und indem er nun die Weisheit des Schöpfers einsieht, kniet er nieder zu einem Dankgebet. Über diese Geschichte mußte ich herzlich lachen, denn der Mann, der sie erfunden hat, schien mir sehr dumm. Aber indem ich noch lachte, fiel mir ein, daß ich selber ja ebenso dumm war und nicht bedachte, daß die Eichel eben zur Eiche gehört und der Kürbis zum Kürbis, daß alles äußere Geschehen

natürlich seinen äußeren Gesetzen folgt, und daß der Eichbaum nicht daraufhin eingerichtet ist, daß mir nicht die Nase eingequetscht wird; und es wurde mir klar, daß Gott ja nichts Äußeres ist, sondern ein Inneres, und daß er sich nicht damit beschäftigt, ob eine Frucht vom Baum fällt, sondern damit, wie ich meine Seele forme. Als ich das eingesehen hatte, da sah ich, daß ich ganz frei von den äußeren Dingen war; und dieses Bewußtsein der Freiheit bewirkte seitdem, daß mir die äußern Dinge keine Leiden mehr verursachen.

Der Graf: Ich möchte so werden wie Ihr.

Böhme: Sie können es, wenn Sie wollen, denn mir scheint, daß Sie die Einsicht haben. Gott hat Ihnen die Hand gereicht, Sie brauchen sie nur zu ergreifen.

Der Graf: Das wäre dann wohl das, was ich immer erstrebt habe?

Böhme: Die Menschen streben nach Seligkeit; das ist ihnen angeboren, daß sie das müssen. Nur wissen sie nicht, wie sie ihr Ziel erreichen sollen, obwohl der Weg ganz leicht zu finden ist.

Der Graf: Vielleicht glauben sie deshalb, daß die Seligkeit erst im jenseitigen Leben zu erreichen ist? ...

Böhme: Sie zögern und sprechen nicht weiter? Der Herr sagte zu dem reichen Jüngling: „Verkaufe alles, das du hast, und gib es den Armen, und folge mir nach.“ Wer dem Herrn nachfolgen will, für den haben die äußern Dinge keinen Wert mehr; er wird sie fortwerfen, denn sie belästigen ihn nur. Das ist kein Opfer für ihn. Nun, wenn es einem schwer wird, die äußern Dinge fortzuwerfen, dann ist er eben doch wohl innerlich noch nicht so weit, daß er dem Herrn nachfolgen kann; mit Gewaltsamkeit aber kann man nicht vorgehen, denn dann kommt man zur Lüge.

Der Graf: (hastig) Zur Lüge, meint Ihr?

Böhme: Sie freuen sich, daß sich ein Ausweg findet, die äußern Dinge zu behalten?

Der Graf: (das Haupt senkend) Ich muß das wohl zugeben.

Böhme: Der reiche Jüngling wendete dem Herrn den Rücken und ging. Er weinte wohl?

Der Graf: Ja, er weinte wohl.
(Geht fort.)

Gewerbliches in den Kindheitserinnerungen von Paul Ernst

Von Schusterleisten, Erzgruben, Sofapolstern und ähnlichen Dingen

Paul Ernst, der Verfasser des vorstehenden tiefsinnigen Schustergesprächs, hatte schon in früher Kindheit mit diesem Gewerbe vertrauten Umgang gehabt. Seine Eltern wohnten mit einem **Schuhmachermeister** in einem Hause. Oft hatte er zu dessen Füßen gesessen und ihm bei seiner Arbeit zugeschaut, wie er mit dem Pfriem Löcher in das Leder



M. Liebermann (1881)

Schusterwerkstatt

stach, an den Pechdraht eine Schweinsborste drehte, um ihn mit ihrer Hilfe durch die Löcher zu fädeln; wie er dann die Drahtenden mit beiden Händen faßte und sie kräftig anzog, indem er die um den Draht geballten Fäuste mit aller Macht auseinanderspreizte. An den Wänden sah er auf den Brettern die Leisten stehen; am merkwürdigsten erschien ihm ein Paar Leisten für Stulpenstiefel, wie sie die

Postillione trugen; den Meister hörte er wehmütig sagen: „Ja, Junge, an eine solche Arbeit kommt man vielleicht ein Mal in seinem Leben.“ Dieser paßte genau auf, wie jener die Holzstifte in die Sohle schlug, sie rund klopfte und mit Glassplittern und Sandpapier bearbeitete, bis sie weich und hell wurde, indessen rund herum ein brauner Rand stehen blieb, in dem sich die weißen Pflöcke abzeichneten. Bei seiner Arbeit hörte er ihn ständig pfeifen, Lieder wie „Lott' ist tot“ und ähnliche, und ein Dompfaff, der in einem kleinen Bauer am Fenster neben ihm hing, piff mit.

Man könnte an Goethes Selbstbiographie erinnern, in der uns der Dichter beschrieben hat, wie gern er sich in den Werkstätten Frankfurts umgesehen hat, wenn ihn sein Vater mit Bestellungen zu Handwerkern schickte. Mit gleich hellen Augen suchte der Knabe die Arbeitsweise der verschiedenen Gewerke, ihre Freuden und Leiden zu erfassen, versetzte sich in das Dasein „dieser tätigen, das Obere und Untere verbindenden Klasse“ und gewann so früh ein Gefühl für die Gruppen der Menschen, „die man die niederen nennt, die aber gewiß vor Gott die höchsten sind“.

Paul Ernst stand diesen von Geburt her noch näher; sein Vater war Steiger im Unterharz, in dessen Gruben Manganerze zur Herstellung von Sauerstoff gefördert wurden. In seinen zweibändigen Jugenderinnerungen hat der Dichter die Tätigkeit des **Bergmannes** unter Tag vor „Ort“ mit ihren beschwerlichen Bohrungen, Sprengungen, dem Sortieren nach „Berg“ und „Erz“, dem Trennen des Minerals aus dem „Ganggestein“ auf den „Herden“ und „Sümpfen“ seinen Lesern in fast fachmännischer Deutlichkeit und doch liebevoll vermittelt.

Dieselbe Genauigkeit widmet er der Arbeit des **Sattlers**, der das Prachtstück der elterlichen Wohnstube, ein Biedermeiersofa, neu gepolstert hat. Er durfte zwar nicht unmittelbar dabei sein, weil der Staub der Lunge des Kindes schaden könnte; aber er kam oft vom Spiel nach oben und sah von der Tür aus zu, wie die Arbeit weiterging. Der Sattler zog zuerst Gurten und nagelte sie mit Nägeln fest, die ganz breite Köpfe hatten. Auf die Gurte setzte er Sprungfedern, nähte diese mit dünnen Bindfäden an und band sie dann so, daß im ganzen eine leichte Wölbung herauskam. Über diese wurde nun ein starkes Sackleinen gespannt und festgeheftet. Dann verteilte er das Roßhaar, das Mutter und Großmutter aus dem aufgetrennten Polster inzwischen frisch aufgezapft hatten, so daß es ein unbegreiflich hoher Haufen geworden war. Sorgfältig legte der Sattler eine Handvoll des kostbaren Materials neben die andern, klopfte es mit den flachen Händen, bückte sich, äugte und prüfte, zapfte hier und da, verteilte von neuem hier ein Päckchen und dort und erzählte dabei, daß das richtige Packen die Hauptsache beim Polstern sei. In einem alten

Polster habe er einmal, ungelogen, einen Sattlerhammer gefunden! So etwas könne freilich bei ihm nicht vorkommen, und nun lobte er sich bescheiden in jener Art, die schon dem Jungen bei den Handwerkern aufzufallen begann.

Da die losen Polster zum Wegnehmen an den Seitenlehnen als unmodern galten, verschwanden die vier gebogenen Stäbe an jeder Seite, die für ein Biedermeiersofa so bezeichnend sind; und bald war



Sofawand in einem Berliner Biedermeierzimmer

es ganz gleichmäßig mit einem neuen ungeblümten braunen Wollrips bedeckt, unter dem die Polster hoch, weich und elastisch anschwellen.

Später, als er erwachsen war, sah der Dichter ein, daß der Sattler das Möbel nicht gerade verschönert hatte, was er aber seinen Eltern, um sie nicht zu kränken, nicht verraten hat. Nach dem Tode des Vaters aber hat er es in seinen früheren stilechten Zustand bringen lassen und es bis an sein Ende hoch in Ehren gehalten.